

Zeitschrift für Literatur

---

Heft 40

11. Jahrgang

Berlin, im Sommer 2007

Preis: 2,-

*Durs Grünbein*

Der große Bluff

*Robert Menasse*

Ein vorbildlicher Exzess

*Ingo Schulze*

Unsere Füße

*Uwe Tellkamp*

Die Herberge zu den glücklichen Reisenden

*Marcel Beyer*

Der Kolkrabe, *Corvus corax*

*Lutz Seiler Jan Wagner Peter Rühmkorf*

Gedichte zu Photographien von

*Robert Häusser*

*Richard Pietraß*

Tautropfen

# Lose Blätter

### Impressum

Herausgeber: Renatus Deckert und Birger Dölling

Anschrift: *Lose Blätter*. Verein zur Förderung der Literatur e. V.,  
Birger Dölling, Ebelingstraße 1, 10249 Berlin

birger.doelling@lose-blaetter.de  
renatus.deckert@lose-blaetter.de  
<http://www.lose-blaetter.de/>

Zahlreiche zurückliegende Ausgaben der *Losen Blätter* sind weiterhin erhältlich. Bitte besuchen Sie unsere Internetseite.

Die Verwertungsrechte an den Beiträgen liegen bei den Autoren. Nachdruck der Texte nur mit Genehmigung der Urheber und mit Quellenangabe. Nachdruck der Photographien nicht gestattet.

Gedruckt auf Recycling-Papier.

ISSN 1434-8306

### Editorial

Dies ist die letzte Ausgabe der *Losen Blätter*. Vor zehn Jahren erschien das erste Heft. 40 Hefte sind es am Ende geworden, 1220 Seiten. An Regalzentimetern könnten sie es beinahe mit Prousts *Recherche* aufnehmen. Doch wir wollen nicht vermessen sein. Eine literarische Zeitschrift ist das Gegenteil eines Klassikers. Stellt sie ihr Erscheinen ein, ist ihre Zeit abgelaufen. Wer liest schon in alten Zeitschriften, solange die vielen noch immer ungelesenen Meisterwerke vom Regal herab locken und drohen? Für die Leser der ersten Stunde sind die *Losen Blätter* nun ein abgeschlossenes Sammelgebiet. Dem ein oder anderen Exemplar weist vielleicht ein wohlwollender Archivar ein trockenes Plätzchen zu. Der Rest ist schon lange im Altpapier.

„Die wenigsten lesen ein Buch von Anfang bis zum Ende, auch wenn das nicht gerne zugegeben wird. In Zeitschriften dagegen soll man blättern, vor und zurück, bis man etwas gefunden hat.“ So hat Michael Krüger zum fünfzigjährigen Jubiläum der *Akzente* geschrieben. „Wo kann man sich stärker der Hoffnung hingeben, auf einen Text zu stoßen, der einen verwandelt, als bei der Lektüre von Literaturzeitschriften?“ Eben das war auch unser Credo: Texte zu finden und zu veröf-

fentlichen, die den Leser verwandeln. In diesem Sinne haben wir auch diese letzte Ausgabe gestaltet, zu der *Robert Menasse* und *Marcel Beyer* einige Seiten aus ihren neuen, demnächst erscheinenden Romanen beigesteuert haben. Aus der Villa Massimo schickte *Ingo Schulze* eine Prosaskizze. Eine besondere Bewandnis hat es mit der Lyrik in diesem Heft. *Peter Rühmkorf*, *Lutz Seiler* und *Jan Wagner* ließen sich von Fotografien *Robert Häussers* zu einem Gedicht inspirieren. Zusammen mit anderen sind diese Bilder und Texte gegenwärtig in Mannheim ausgestellt. Unsere Reihe fremdsprachiger Lyrik, in der wir in den vergangenen Jahren u. a. Gedichte aus Südkorea, Ungarn, Rußland und der Ukraine vorgestellt haben, beschließt eine Erzählung von *Uwe Tellkamp*. Sie handelt von einem Haiku des japanischen Dichters Yosa Buson.

Dichter, so erklärt *Durs Grünbein* in seiner Dankesrede für den Berliner Literaturpreis, seien „Denker, die zuallererst ihrem Gehörsinn folgen, verlorene Wissenschaftler, die ohne Fußnoten arbeiten. Gut möglich, daß der Sinn ihres Tuns im Abschiednehmen liegt, dann wäre die Poesie eine Wissenschaft, die das Abschiednehmen lehrt.“ Wir danken allen Autoren dafür, daß sie uns ihre Texte anvertraut haben. Und wir nehmen dankbar Abschied von unseren Lesern. Vielleicht blättern sie ja wirklich ab und an zurück.

*Renatus Deckert, Birger Dölling*



*Robert Häusser* Straßenfotograf, 1959

*Lutz Seiler*

## der photograph und sein motiv

war es das schwankende licht an  
den spitzen der ruten, wohin  
die seelen aus dem wasser springen, wenn  
die angler schlafen? nein. es

war einmal: ein einfaches haus & ein  
einfaches haus schaute aus meinen  
augen heraus. das reisen

war in mir unterwegs, die strasse war  
schon wie durch stuben gehn  
am abend, die hart  
in den teppich verlesenen pfade. aber

jetzt ist das märchen zu ende. jedes bild  
taucht in sein auge zurück &  
hat es auch wirklich verdient & zusammen  
sind sie müde & schlafend

gehen sie jedem  
fänger ins netz

in den rohren

rauscht das wasser in den rohren  
steht das haus  
vom hören still. das  
atmen kommt noch auf, zieht aus &  
schritt für schritt  
holt dich die müdigkeit zurück  
am fuß; du mußt

für jedes wort die schwere  
unterfangen, alles  
was darunter ist, zu gast im ohr, an  
deinem tisch. dann  
spürst du das warme, schlacke, zart gelagert, aus  
den zwischenböden steigt  
ein tote-maus-geruch, hüftknochen  
wie schmetterlinge. jetzt

wird die glocke aufgeklappt  
ein rundes bild  
vom tod gemacht

Der große Bluff. Eine Berlinade

Man hat mich gebeten, es kurz zu machen mit meinem Dank, und ich will dem gern folgen. Knappheit gehört zum guten Ton in dieser Stadt, sie fördert das Lapidare selbst in Herzensangelegenheiten, eine gewisse kernige Radikalität. In Berlin braucht man keine großen Reden zu schwingen, um sich bemerkbar zu machen, es hätte ohnehin keinen Zweck. So wenig wie die Stadt muß sich der Mensch hier verstellen. Dank dieses recht zweifelhaften Privilegs wird er hier sogar leichter kenntlich: der heutige Restmensch, der knochentrockene Zeitgenosse, das ausgebrannte moderne Subjekt mit seiner Sparflammen-Ethik, seinem alltäglichen moralischen Minimalismus.

Denn was ist Berlin? Nicht nur die Boulevardpresse, selten um rasche Antworten verlegen, ist hier in Definitionsnot. Die Soziologie bezieht ihre Stichworte aus den zwanziger Jahren, und für die Historiker liegt das Neue am neuen Berlin zu dicht vor der Nase, als daß sie mit Perspektiven aufwarten könnten. Ich würde sagen, Berlin ist ein Sack, in den seit Jahrhunderten alles mögliche hineingestopft wurde, viel Geschichtsgerümpel und jede Menge urbaner Plunder, manche Prinzipien auch, vor allem preußische. Doch dieser Sack hat zum Glück ein Loch, und so fällt das meiste davon immer wieder unten heraus und hält sich nicht lange. Es trifft sich gut, hier zu leben, denn ist nicht das menschliche Dasein selbst solch ein löchriger Sack? Berlin, das ist der große kollektive Schlendrian in Gestalt einer Stadt, ein westöstliches Sumpfgelände aus lauter Frühstückscafés und Hinterhofklitschen, die sich stolz Firmen nennen. Berlin, das ist ein Manöverfeld von großstädtischem Ausmaß, durchzogen von lauter unsichtbaren Fronten, hier Kieze genannt, ein strengliniertes Gebilde, zuletzt geprägt vom axialen Ordnungssinn eines Kriegsarchitekten und seinen Echos, den Magistraten moskautreuer Utopier, segmentiert das Ganze schon zu Kaisers Zeiten von wuchtigen Mietskasernen, von denen aus man heute auf Parks blickt, Ordnungsämtler und Kinderspielplätze, an deren Rand sich arbeitslose Väter versammeln, die vor zwei, drei Generationen noch Soldat spielen mußten und heute Zeitung lesen oder an ihren Handys fummeln. Berlin, das war im Ursprung ein militärisch-frühindustrieller Komplex, Brutstätte des Weltgeistes und zugleich der Ort, wo er am wirksamsten ausgetrieben wurde, immer eine Art steinerne Aggregatzustand, einmal Hochburg der Angestellten, Mitteleuropa als Zentrale des sachlichen Realismus, einmal quallige Kapitale

eines aufquellenden Reiches, später ein Trümmerhaufen für verlorene Seen, heute ihr föderales Rückzugsgebiet, ein Mottensofa am Straßenrand und ein ausgeweiteter Kulturpalast, etwas tief Unterirdisches immer, Labyrinth aus Bunkern und U-Bahn-Tunneln, zuletzt Hort bummernder Techno-Parties, doch kaum tritt man ans Licht hinaus auf eine der gewaltigen Brachflächen, fallen die Mauern, man sieht die sternklare Nacht und anderntags das seltsamste Blau unter Deutschlands Himmeln. Berlin ist ein Vakuum, das die Eigenschaft hat, sich immer von neuem zu füllen, ganz gleich womit, wenn es nur genügend Unterhaltungswert besitzt. Hauptsache Hauptstadt, Hauptsache Mittendrinsein im provisorischen Nirgendwo, da wo die Musik spielt – einmal Metropolis und einmal Jericho. Berlin, das war der ganz große Bluff, ein täglich gebrochenes Versprechen. Eine Stadt, in der alles doppelt vorhanden war, auch das Deutsche, Ost und West, Abendland und Morgenland, ein siamesisches Zwillingsspaar, hatte nur wenig gemeinsam, das Verkehrsnetz und den Namen; und wer das alles gut leiden mochte, redete so wie ich darüber. Denn das eben ist das Verblüffende, das aufregend und halbfertig Moderne daran: daß man sich hier an nichts halten kann. Es ist das Leben als historisches Provisorium, der urbane Alltag als Dauerbaustelle mit Sperrzäunen, die sich über Nacht erheben, Betonlasten, die an Kränen über den Köpfen schweben, und täglich einer anderen absurden Umleitung. Die Straßennamen wechseln hier je nach politischer Großwetterlage von Friedrich dem Großen und Moses Mendelssohn zu Kaiser Wilhelm, Horst Wessel oder Ernst Thälmann und wieder zurück. Das einzig Konstante ist der Name der Stadt selbst. Und darum gleich noch ein Bekenntnis: ich gebe zu, ich habe ein erotisches Verhältnis zu Städtenamen. Da braucht einer nur Rom zu sagen, Moskau, New York, Tokio, und schon bin ich dabei. Jede Stadt hat ihre Erregungsformel, ihren eigenen Euphoriefaktor, der nur mit den Nerven erfassbar ist, in Film und Roman, mittels Photographie, Malerei, Musik oder auch – in Gedichten. „Der Schwindel Berlin unterscheidet sich von allen andern Schwindeln durch seine schamlose Großartigkeit“, schrieb Bertolt Brecht 1920 an einen Bekannten.

Nirgendwo anders als in Berlin, diesem Paradies für Hochstapler und Händler der heißen Luft, fand einmal, frei nach Walter Serner, die letzte Lockerung statt. Hier wurde ein Ausdruck wie *vollknorke* geboren, und wenn etwas allgemein mißfiel, sagte man: *is det Stulle*. Sobald es schön war, hieß es hier *schnieke*, ein Wort wie *dufte* galt als Ausdruck hoher Emphase. Einziger Stil im Stillosen war hier immer das große Krawallschlagen und sich dann gegenseitig Anöden, dies aber mit eisernem Durchhaltewillen und jeder Menge Sponsoring. Für Heiner Müller, einen seiner letzten stoischen

Barden, war Berlin wortwörtlich – „das Letzte“. Der Ort, an dem die deutsche Geschichte ihre schlimmstmögliche Wendung nahm und wo sie kläglich mit einem Satansfurz endete.

„In Berlin kann man nicht gesund werden“, schreibt Ernst Jünger an Gottfried Benn in den fünfziger Jahren. Nur letzterer konnte ihm nicht mehr zustimmen, er war längst totkrank, als ihn der kameradschaftliche Hinweis erreichte. Benn, der typische Berlinbewohner, publicityscheue Hinterhausexistenz, allem Reisen abgeneigt, allem Pomp, Stammgast seiner Eckkneipe, die gewissermaßen ein Annex der eigenen Arztpraxis war: von ihm stammen einige der wegweisenden Verse über diese Stadt. In einer Rede, gehalten vor fünfzig Jahren anlässlich der Berliner Festwochen zum Thema „Berlin zwischen Ost und West“, steht die trotzig Bemerkung: „Westdeutschland geht kulturell daran zugrunde, daß es Berlin nicht mehr gibt.“ Dem folgt ein Satz, der das Verlorene dieser Stadt, ihre Versunkenheit in ein Bild faßt: „Berlin“, heißt es da, „liegt wie Angkor im Urwald, und die Fahrten zu ihm sind Expeditionen, unternommen halb aus Neugier und halb aus Wehmut.“ Dies war eine Stimme aus den Zeiten des Vier-Mächte-Status, als der eine Teil eine Insel war, die man mit Rosinenbomben aufgepäpelt hatte, und der andere Exerzierplatz für ein Imperium, das bis in die hinterste Mongolei reichte. Dieser rückwärtige Teil, das nach Osten hin offene Gelände und Lager, war lange der einzig mir zugängliche. Aber Spaltung und Provinzialität hin und her, atlantische Etappe und märkisches Wüstenfort, nun ist das alles vorbei und vergessen im Namen einer Weltstadtroutine, die von Nostalgie nichts wissen will und von Zukunft immer nur so viel, wie sich touristisch vermarkten läßt. Hier muß ich wieder an Heiner Müller denken, der wie Benn und Brecht in Berlin starb, das war vor zehn Jahren, und den ich als letzten Verbindungsmann kennenlernte zur verschärften Großstadtliteratur des vorigen Jahrhunderts, ihren politischen Überzeugungen und artistischen Überreizungen. Trotz aller Warnungen: bis heute zieht es die Künstler in diese Stadt, die werdenden wie die gemachten und jene, die von beiden leben, die Verwerter und die Beschaffer, die Kuratoren und die Croupiers. Keiner hält wirklich die Bank, aber alle spielen sie auf eigene oder fremde Kosten ein Weilchen hier mit. Mir selbst ist es nicht anders ergangen, auch ich habe mich eines Tages hier eingestellt, in der hochfliegenden Hoffnung, in Berlin eine Welt zu finden und mich in ihr.

Nun stehe ich hier und darf mich bedanken. Ein wenig kurios ist es schon, daß ein preußischer Literaturpreis an einen dahergelaufenen Sachsen geht, noch dazu einen Dichter. Immerhin, wir befinden uns in Berlins Rotem

Rathaus, in Gegenwart seines Regierenden Bürgermeisters, und der Anlaß ist tatsächlich etwas so Abseitiges und gesellschaftlich Irrelevantes wie das Gedicht. Dazu ein Wort, das mir angebracht scheint, weil in jüngster Zeit wieder viel von den Gedichten die Rede ist.

Mit Wehmut las ich, was Jacob Burckhardt über die Poesie bei den Griechen schrieb. „Für diese Dichtung gab es noch keine Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten; jedem Freien war sie selbstverständlich zugänglich; von ihrer ursprünglichen Grundlage, dem Mythos, wußten Arm und Reich gleich viel ...“ Das hat sich, wir wissen es, gründlich erledigt. Die Kunst, Verse zu machen, hat sich, wie überhaupt alle Literatur, weitgehend spezialisiert auf Kosten des Publikums, das seitdem nur mehr als kleine feine Geschmacksgemeinde zusammenfindet. Ich übergehe die vielen Entwicklungsschritte bis dahin und stelle nur fest, daß sie am Ende eines langen Sublimationsprozesses angelangt ist; gewissermaßen am Übergang eines festen Stoffes in den gasförmigen Zustand, wobei das Feste einmal die Symbole, Metaphern und Sprachbilder waren und der Gaszustand die Diffusion jeglicher Bedeutung anzeigt, ihre Auflösung in verschiedene Sphären. Diese Entwicklung hat, mit ganz anderen Worten, schon die Frühromantik, hat Novalis vorausgesehen, und auf die Spitze getrieben hat sie der extremste aller Wort-Alchemisten, Stéphane Mallarmé. Ihr Fazit ist das nahezu referenzlose, rein auskristallisierte Gedicht, das sich an nichts und niemanden wendet, nur für sich existieren will, ein Sprachkunstwerk nach eigenen Regeln, von dem etwas Magisches ausgeht. Für dieses gilt dann der Schopenhauer-Satz: „Das Befreiende der Kunst liegt im Vergessen der Realität.“ Doch ist es der Ausnahmefall, unter Tausenden gelingt vielleicht eines. Sein Antipode ist das unmittelbar zupackende, stark subjekthaltige, sogenannte Gelegenheitsgedicht, das wie Unkraut dem Alltag entspringt, von den Abbaustoffen der Gesellschaft sich nährend, motivgesättigt, selber mit sämtlichen Umweltgiften getränkt, ein unverwüstliches, sympathisches Ding, von dem die Anthologien voll sind. Im Streit zwischen den beiden Modellen haben die Wogen sich mittlerweile geglättet, der Begriff Avantgarde ist aus dem Rennen. Konstruktivisten und Substantialisten des Wortes liegen einander nicht länger in den Haaren. Konvergenzen sind angesagt, ambivalente Poetiken: eine Ökumene der Schreibweisen deutet sich an. Und doch ist da etwas, das sich nicht vollends auflösen läßt, und darauf will ich zuletzt wenigstens hinweisen, weil es hier einen Zwiespalt gibt in den gängigen Kunst-auffassungen. Man meint heute immer, etwas Talent vorausgesetzt, ließe sich alles machen, und mehr oder weniger sei jeder ein Künstler. Doch von der Machbarkeit bis dahin, wo es die Psychen ergreift, ist die Entfernung

himmelweit. Wäre es zu hoch gegriffen, wollte man den Zweck von Dichtung darin sehen, die Menschen mittels Sprache zu elektrisieren, ihnen ein Gefühl zu geben für die Kostbarkeit Existenz, ihre Unergründlichkeit?

Es gibt ein Wort von Charles Baudelaire, das mich bis heute nicht losläßt, ein Rätselwort. Er sagt: die Erfahrung ist angeboren (*„L'expérience est innée“*). Das aber kann nur heißen, der Mensch bringt seine eigene Welt mit sich auf die Welt. Es ist etwas in ihm, das allem äußeren Einfluß vor-ausgeht und widersteht; das im Falle der Kunstausbübung als Haltung und Summe persönlicher Vorlieben und Abneigungen zur Geltung kommt. Hier steht Erbanlage gegen Erziehung, Eigensinn behauptet sich gegen jegliche Manipulation und den Geist der Zeit und deren ästhetische Dogmen. Die Ausdrucksreize und die Erkenntnistriebe, alles kommt von weit her und aus tiefstem Inneren, was im Grunde dasselbe ist: *innée*. Zusammengenommen ergibt sich daraus, als spezifische Mischung von Skepsis, Traum und Wirklichkeitshunger, eines Tages der Steckbrief des Dichters. Wohl wahr, er ist die Gesamtheit dessen, was durch ihn hindurchging, er ist aber auch dies primäre Ich, das die Erscheinungen filtert, so und nicht anders, der endogene Kobold, der aus der Art schlug, zum Erstaunen der eigenen Sippe. Es bleibt dabei: Gedichte mögen am Küchentisch entstehen, doch müssen Gehirn und Gehör, die sie hervorbringen, zuvor im Weltall auf Empfang gegangen sein.

Und das sei zum Schluß meine heutige Definition für Sie: Dichter sind Denker, die zuallererst ihrem Gehörsinn folgen, verlorene Wissenschaftler, die ohne Fußnoten arbeiten. Gut möglich, daß der Sinn ihres Tuns im Abschiednehmen liegt, dann wäre die Poesie eine Wissenschaft, die das Abschiednehmen lehrt, sich in Formen des Zugrundegehens bewährt. Denn ebendies ist es, was sie allen anderen geistigen Disziplinen hinzufügt: ihre wachsende Einsicht in die organischen Prozesse der Zeit und des Körpers, in Vergänglichkeit, Wiederkehr, Wandlung und in das Verhängnisvolle aller Geschichte. Sie selbst bleibt dabei das Unwägbarste. Denn was sonst wäre Poesie, wenn nicht die Unbekannte in allen literarischen Gleichungen? Sie ist das Geistesgegenwärtige jeder Literatur, ihr intelligibles Prinzip in Gestalt des nächsten hinreißenden Verses. Wer sie als Aufgabe versteht, lebenslänglich, darf froh sein über jede Minute Aufmerksamkeit, die ihr öffentlich zuteil wird. Darum habe ich mich heute bei Ihnen zu bedanken für Ihre Geduld, die leicht strapazierte. Ich nehme den Preis entgegen als eine Verbeugung vor etwas, das älter als ich ist, unsichtbar, größer.

Rede zur Verleihung des Berliner Literaturpreises, 2. Mai 2006



*Robert Häusser* Muerte de una tortuga, 1970

*Jan Wagner*

## muerte de una tortuga

ihr panzer abgerissen, ihre flossen  
gespreizt zur geste. schon ein wind vielleicht  
läßt sie zusammenzucken. kalt die fliesen,  
die tür, die offen steht. und das gewetzte licht.

man ahnt: dahinter ist das meer, die müßig-  
en netze am kai, all die geknüpften längen-  
und breitengrade. ahnt das mosaik  
der flotte, ihrer bunten spiegelungen.

die geste des barbaren, der sich nackt  
zu boden wirft: noch eine weile schallt  
das lachen, ein gewirr von fremden worten

zu ihm hinüber, bis der tag sich neigt,  
die kinder, die dort spielen, seinen schild  
im sand vergessen, als sie müde werden.

*Jan Wagner*

## anomalien

woher der zettel kam – nicht auszumachen,  
von nichts gewußt zu haben ehrensache,  
doch unlegbar die neuigkeit: herr richter  
besaß drei brustwarzen. das dünne kichern  
der mädchen hinter uns – als würden steck-  
nadeln herunterfallen. vor dem fenster  
vorweihnachtlicher schnee, ein zug weit weg,  
der kurz das felderweiß vom weiß darüber trennte,  
als wir beim klingelton zusammenzuckten:  
im flur auf endlosen regalen hockten  
in ihren himmeln aus formaldehyd  
die nackten kleinen götter, sahen stumm  
uns nach. als ahnten sie, was tief unter der haut  
verborgen lag, heranwuchs, und warum.

*Robert Menasse*

## Ein vorbildlicher Exzess

Helga war ein altmodisches Mädchen. Das gefiel mir. Es sollte erst später ein Problem werden. Zunächst war es ein Vorteil. Ich musste nicht lässig und erfahren tun, und ich musste nicht unausgesetzt irgendwie witzig sein, nur damit kein peinliches Schweigen aufkam. Sicherheit gab uns, dass wir beide so unsicher waren, und Schweigen ging jederzeit als romantische Gestimmtheit durch. Junge Liebespaare und alte Ehepaare schweigen. Es hatte alles seine Richtigkeit. Wir torkelten vor Liebesehnsucht wie Bambi, lebten in animiertem Pathos wie Susi und Strolch.

Ich hatte sie nach einer Vorlesung angesprochen. Sie hatte rote Haare und wie viele Rothaarige eine sehr weiße Haut. Das gefiel mir nicht unbedingt, sie würde nie in die Sonne gehen können. Sie hatte traurige Augen, einen geradezu starren Blick. Das mochte ich auch nicht, ich wollte doch lernen, leichtlebig zu sein. Aber mein Gedanke war: Sie wird mich nicht demütigen.

Exkurs: Ich hatte damals, nach einem demütigenden Erlebnis, bereits über ein Jahr lang kein Mädchen mehr angesprochen. Es war in meinem letzten Schuljahr, als meine Mutter sich Sorgen zu machen begann, weil ich jeden Abend zu Hause im Schaukelstuhl saß, und nicht, wie andere in meinem Alter, ausgehen wollte. Hast du ein Mädchen?, fragte sie mich. Nein, sagte ich. Wie auch?, sagte sie. Hör zu! Heute abend gehört der Schaukelstuhl mir, ich schau mir im Fernsehen das neue Kabarettprogramm von Farkas an, und du gehst in eine Diskothek. Ein Junge in deinem Alter, der dauernd zu Hause herumsitzt, das ist doch nicht normal.

Max (ein Schulfreund von mir) darf nie in eine Disko gehen, sagte ich, er hat einen Riesenstreit mit seinen Eltern, weil sie ihn nicht weglassen.

Er will wenigstens. Und du darfst! Bis Mitternacht. Dann bist du verlässlich wieder zu Hause.

Sie steckte mir einen Geldschein zu.

Aber, sagte ich, wohin soll ich gehen? Ich kenne doch keine Disko!

Alle jungen Leute rennen jetzt in dieses Voom Voom, sagte sie, nahm ein Telefonbuch, suchte die Adresse heraus, erklärte mir, wie ich hinkomme.

Ja, sagte ich, Max hat vom Voom Voom erzählt.

Ich dachte, er darf nicht.

Er geht heimlich. Er sagt zu Hause, dass er bei einem Freund Mathe lernt und gleich dort übernachtet.



Mich musst du nicht anlügen. Du gehst jetzt ins Voom Voom. Und wehe, du belügst mich!

Auf dem Weg in die Disko dachte ich, dass Mutter wahrscheinlich recht hatte. Ich sollte wirklich endlich lernen – was? Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht. Ich dachte das tatsächlich so bürokratisch. Man könnte auch sagen: professionell. Als müsste ich, wie Vater, einen Artikel schreiben über das am meisten angesagte Tanzlokal der Stadt. Und dabei ein bisschen erotischen oder sexuellen Genuss mitnehmen.

Ich fand mich im Voom Voom nicht zurecht. Eine dunkle, fremde Welt mit Lichtblitzen. Die Zähne der Lachenden schienen blau. Aber die wenigsten lachten. Es herrschte eine Atmosphäre wie in einem Bergwerk. Hier musste eine sehr anstrengende Arbeit geleistet werden. Ich dachte immerzu nur: Was mache ich hier? Dann fiel es mir wieder ein. Das andere Geschlecht. Da sah ich ein Mädchen, das meine Aufmerksamkeit erregte. Ich fand schön, was als schön galt: schulterlanges Haar mit Mittelscheitel, Minirock. Immer wieder blitzte die große Schnalle ihres Gürtels im Disko-Licht. Sie wirkte gelangweilt. Geradezu verächtlich gegenüber dem Treiben rundum. Sie signalisierte, dass sie tiefer empfand und mehr wusste als all die anderen, die da herumsprangen und sich verrenkten. Ich begriff erst später, dass es damals dazugehörte, verächtlich zu wirken, gelangweilt, erhaben. Ständig musste man sich an Orte begeben, um dort zu demonstrieren, dass man es nicht nötig hatte, hierherzukommen. Es war eine Scheißzeit. Was waren das für Ängste, die sich hinter dieser demonstrativen kalten Gelangweiltheit versteckten? Ich sah die Ängste der anderen nicht, ich spürte nur meine eigenen.

Jetzt aber sah ich nur sie, das Mädchen mit der blitzenden Gürtelschnalle. Ich ging zu ihr hin, um sie anzusprechen. Als ich vor ihr stand, sie mich überrascht anschaute, fiel mir ein, dass ich mir nicht überlegt hatte, was ich sagen sollte. Die Musik war sehr laut. Also konnte ich zunächst gestikulierend so tun, als wäre es bei diesem Lärm unmöglich, etwas zu sagen. Aber es half nichts. Ich musste etwas sagen. Die laute Musik. Tanzlokal. Klar. Ich sagte: Willst du mit mir tanzen? Ich schrie es.

Sie sah mich an, von oben nach unten und wieder nach oben, nur ihre Augäpfel bewegten sich, dann sagte sie: Nein.

Seither weiß ich, dass die Seele keinen Sitz hat. Sie ist eine Flipperkugel. Sie schlägt an im Knie, klickt gegen die Hoden, stößt ans Zwerchfell, trifft das Herz, schlingert durch den Hals, prallt an das Hirn, fällt in ein Loch.

Ich hatte, vom Eintritt abgesehen, noch gar nichts ausgegeben. Ich hatte genug Geld für ein Taxi.

Jedenfalls, Helga war Jungfrau. Sie sagte, sie brauche noch etwas Zeit. Sie blickte dabei so traurig, als hinge die Entscheidung, mit mir ins Bett zu gehen, leider nicht von ihr, sondern von einer übergeordneten Macht ab. Das stimmte wahrscheinlich auch. Man hört oder liest ja oft, dass die Entscheidung, mit jemandem ins Bett zu gehen, nicht unbedingt vom eigenen Willen gesteuert ist. Mir war das jedenfalls recht. Ich hatte ja selbst keine Erfahrung. Ich hatte vor, in der Zeit, die Helga noch brauchte, eine Art Schnellkurs zu buchen, um nicht gleich beim ersten Mal bei meiner ersten Freundin völlig ahnungslos zu sein und womöglich zu versagen. Ich hielt mich bereit. Das führte zu gar nichts. Ich überlegte, in den Vorlesungen und Proseminaren die Mädchen anzusprechen, die mir gefielen. Aber ich wollte bloß eine erste Erfahrung, und keine zweite Helga. Ich plante, in ein Bordell zu gehen. Aber ich war zu feig. Ich hatte einen Freund, der sich von seiner Freundin trennte, um die ich ihn beneidet hatte. Listig tröstete ich sie. Sie weinte an meiner Schulter. Wir kamen uns rasch näher, aber nie in die Nähe des Bettes. Sie wollte erst ihre gescheiterte Beziehung verarbeiten. Ich bekomme heute noch Hautausschläge, wenn ich das nur höre: „Beziehung“ und „verarbeiten“.

Und dann passierte es. Ich sollte für die Studentenzeitung eine Reportage über „Die neue Jugendkultur“ schreiben. Ich war zu feig, um zu recherchieren. Ich schrieb aus der Erinnerung über das Voom Voom. Diese Reportage wurde ein fulminanter Erfolg – bei der Sekretärin meines Professors im Institut für Publizistik. Sie sprach mich darauf an. Der Satz „Nur wenn ich ein Tier wäre, würde ich den Vorwurf meiner Artgenossen, ich sei zu menschlich, verstehen“ habe sie tief berührt. Sie erzählte mir, dass sie vor zwei Wochen im Voom Voom gewesen und dort als „Oma“ verspottet worden sei. Ich fand das ungerecht. Sie hatte nichts von einer Oma. Sie hatte etwas Mütterliches. Sie war um die dreißig. In meiner Erinnerung wird sie es immer bleiben. Sie könnte heute meine Tochter sein. „Ist in den letzten Jahren nicht unausgesetzt von Befreiung die Rede gewesen, bis hin zur freien Liebe? Was immer befreit wurde, die Liebe ist es nicht!“ Berührt habe sie das, sagte sie. Sie hieß Frau Hader. Barbara. Und sie war offenbar gern berührt. Es genügte ein entsprechender Kalauer, kombiniert mit einem Blick der Unschuld, die ich ja wirklich noch hatte, und ich lag in dieser Nacht bei ihr im Bett. Ich war ahnungslos. Natürlich wusste ich grundsätzlich, worum es ging. Aber sonst wusste ich nichts. Ich dachte, dass der Begriff „Liebesnacht“ bedeutete, dass man die ganze Nacht liebte. Ich war fassungslos, wie schnell das Grundsätzliche vorbei war. Das konnte ich nicht akzeptieren, dieses Versagen: Die Nacht war noch so lang. Ich war jung, zugleich sehr

spät dran. Ich hatte also die Kraft der Jugend und den Druck eines Stau-sees. Heute noch wundere ich mich darüber, wie es mir damals möglich war, nur mit psychischer Anstrengung immer wieder aufs Neue einen physischen Muskel anzuspannen. Barbaras Keuchen erleichterte mir die Erregung. Aber bald wurde alles eins: Gelingen, Angst, Schmerz und Hass. Das Leiden unter Tag. Ich war auf eine Mine gestoßen, aber es war noch so lange hin bis zum Ende der Schicht. Unvorbereitet in einer Mathestunde. Bis jetzt bin ich gut davongekommen, aber noch so lange bis zum erlösenden Läuten. Marathon. Ich schüttete laufend Glückshormone aus, aber die Muskeln brannten schon, nie würde ich es ins Ziel schaffen. Hundert Liegestütze waren die Höchststrafe in der Schule gewesen, noch jeder ist unter dieser Anforderung zusammengebrochen. Hatte diese Strafe ein Training für die Liebe sein sollen? Für das Leben lernen wir? Ich weinte. Ich biss die Zähne zusammen. Ich wollte es schaffen. Ich bin immer brav gewesen. Hör auf, sagte Barbara, ich kann nicht mehr.

Aber noch immer nicht die Dämmerung, das Morgengrauen.

Das habe ich noch nie erlebt, sagte Barbara. Ich schon. Nur noch nicht im Bett. Mich ekelte vor ihrem Schweiß. Sie drückte mein Gesicht gegen ihren nassen Busen, sagte „Lieber!“.

Was?, fragte ich.

Sie schlief schon. Was, dachte ich, wäre ihr lieber?

Es war finster zwischen ihren Brüsten. Ich hörte Vogelgezwitscher. Und sagte: Es ist die Nachtigall und nicht –

Sie schlief doch nicht. Du bist eine Kindsbestie, sagte sie.

Eine Woche später war Helga so weit. Ganz plötzlich. Allerdings ist es immer plötzlich, wenn eine Frau ja sagt. Wir sind im Kino gewesen. Fellinis Casanova. Ich hatte bei der Entscheidung, welchen Film wir uns ansehen, keine taktischen Hintergedanken gehabt. Uns interessierte Fellini, allenfalls noch Donald Sutherland, nicht Casanova. Und während des Films kam ich erst recht nicht auf die Idee, dass dieser Film Helga anregen und ihre Entscheidung, endlich mit mir ins Bett zu gehen, befördern könnte. Für mich war dieser Film eine historische Studie über die wachsende Potenz bürgerlicher Verkehrsformen im Schoß des Feudalismus. Wie viel erregender der bürgerliche Leistungsgedanke war, im Vergleich zu dem feudalen Anspruch auf Lust, der sich nur von einer privilegierten Geburt ableitete und in Langeweile münden musste. In Casanovas Sexualverhalten kündigte sich bereits die Fabrikdisziplin an, letztlich der Taylorismus, und damit der definitive ökonomische Sieg des Bürgertums über die alten Produktionsweisen. Ich war bereit, Helga sofort in einem Café

einen Vortrag darüber zu halten, als ich sie nach dem Verlassen des Kinos fragte, wohin wir jetzt gehen könnten. Wir können gerne zu dir gehen, sagte sie.

Mir wurde mulmig. Ich hatte das nicht erwartet und daher die Heizung im Marxer Keller aus Sparsamkeitsgründen nur auf das Minimum eingestellt. Wir mussten sehr lange in voller Bekleidung schmusen, bis es endlich so warm war, dass Helga bereit war, sich auszuziehen. Eigentümlicherweise empfand ich oder wollte empfinden, dass Helgas Entjungferung auch mein erstes Mal sei. Barbara ist nur die Einschulung gewesen, sozusagen das Einführungsproseminar, aber Helga sollte meine wirklich erste, meine echte erste Erfahrung sein.

Diese Aufpaltung meiner ersten Erfahrung war der Grund, dass ich schon beim ersten Mal im Grunde nicht wusste, mit wem ich eigentlich zusammen war.

Es war unendlich kompliziert mit Helga. Ich war entnervt, verlor die Lust. Das duldeten ich aber nicht. Lust musste herrschen, es musste funktionieren. Es funktionierte, weil ich dauernd an den Exzess mit Barbara dachte. Der Exzess mit Barbara ist mühsam gewesen, schmerzhaft anstrengend, aber in der Erinnerung war er ein vorbildlicher Exzess. Wie sie mir ihre Brüste ins Gesicht gedrückt hatte – so unangenehm, diese erstickenden feuchten Euter, Panik hatte ich empfunden, die Luft angehalten, nur noch gestrampelt wie einer, der ins Wasser gestürzt ist, „Tiefer! Tiefer!“, aber ich hatte nur auftauchen wollen. Jetzt aber, in der Erinnerung, erschien mir das als vorbildlich geil, verglichen mit der sperrig scheuen Art, wie Helga immer wieder mit gekreuzten Armen ihre Warzen-Knospen bedeckte. Es gibt kein Eindringen ohne Erinnern, es wurde alles eins.

Ja, haben Sie denn keine Zärtlichkeit empfunden, fragte Hannah.

Ja, schon, natürlich, aber das ist wahrscheinlich das Problem: dass ich schon damals irgendetwas erwartet oder ersehnt habe, das weit darüber hinausgeht.

Liebe, Nathan?

Nein. Was immer es ist, es ist das, was ich Lust nenne. Das größte Rätsel, das höchste Ziel: Lust.

Kein Blut. Es machte mich rasend. Helga hatte doch gesagt, dass sie Jungfrau sei. Es hatte sich auch entsprechend vernagelt angefühlt. Wieso kein Blut? Ich suchte das ganze Bett ab. Nichts. Was hast du?, fragte Helga. Komm, drück dich an mich.

Ich fand die Naivität, mit der sie Zärtlichkeit forderte und dabei wegdenken wollte, skandalös. In einer Kultur, in der der Mann nun das blutbefleck-

te Laken vorweisen müsste, wäre ich jetzt verloren gewesen. Das interessierte Helga überhaupt nicht.

Am nächsten Tag in der Früh standen plötzlich meine Mutter und meine Großmutter neben meinem Bett. „Die Putzbrigade ist da!“, sagte Oma fröhlich. „Ich wette“, sagte Mutter, während sie und Oma sich auszogen und Schürzenkleider anzogen, „dass du noch kein einziges Mal sauber gemacht hast, seit du hier eingezogen bist. Du erstickst im Dreck!“

Helgas große Augen. Langsam zog sie die Decke hoch, über das Gesicht. „Wer ist das?“, fragte Mutter.

Helga, sagte ich.

„Kommen Sie, Helga, ich zeige Ihnen, wo Nathan den Staubsauger hat!“ Ich schrie und tobte und randalierte nicht.

Irgendwann war der Spuk vorbei, und die Wohnung roch nach Desinfektionsmittel wie ein Spital. Und Helga lebte. Sie kroch aus dem Bett, machte Kaffee, verschüttete Kaffeepulver, ließ die Milch überkochen, rauchte, die Asche fiel auf den Boden. Sie hielt mit beiden Händen das Kaffeehäfel wie eine, die zu erfrieren droht. Sie war „Du“.

Mein größter Erfolg in der Zeit, in der ich für die Studentenzeitung schrieb, war der Artikel „Das Hymen – eine bürgerliche Erfindung?“

Auszug aus dem im August im Suhrkamp Verlag erscheinenden Roman *Don Juan de la Mancha oder Die Erziehung der Lust*

Ingo Schulze

## Unsere Füße

Mein Onkel F., der kein richtiger Onkel ist, sondern der jüngste Vetter meines Großvaters, erzählt seit einigen Jahren vom Krieg. Er hat, wie er es nennt, den Polenfeldzug mitgemacht, den Frankreichfeldzug, den Russlandfeldzug. 1943 bekam er Fleckfieber, lag in Dresden im Lazarett und wurde Mitte 1944 nach Italien verlegt. Dort, an beiden Füßen verwundet, verbrachte er mehrere Monate in Ferrara. Obwohl er nicht auftreten konnte, zählte man ihn zu den leichteren Fällen. Seit ich Onkel F. kenne, schwankt er beim Gehen stark hin und her, als würde er beim nächsten Schritt umkippen.

Was er über den Krieg sagt, verstehe ich, auch wenn es mich befremdet und ich wünschte, er würde anders darüber sprechen. So erzählt er zum Beispiel, wie peinlich es ihm war, dass seine Einheit auf dem Rückzug zum Teil wieder durch jene Dörfer und Städte kam, die sie schon mal auf dem Vormarsch durchquert hatte. Von Italien erzählt er immer nur eine Begebenheit:

Nachdem er sich auf Krücken wieder bewegen konnte, schleppte er sich eines Nachts aufs Klo. In dem länglichen gefliesten Raum, in dem es auch eine Badewanne gab, lag eine Leiche auf einer Bahre, die bis auf die Füße bedeckt war. Diese Füße ängstigten ihn. Er sagt, sie wären auf ihn gerichtet gewesen. Von da an ging er nachts nur noch ein Stockwerk tiefer aufs Klo. Mich wundert das, weil er doch ganz anderes gesehen hat als Leichen auf einer Bahre.

„Immer diese Füße!“, sagt er, „diese Füße!“ Onkel F. ist kein Schöngest, vor den toten Füßen aber, sagt er, habe er sich gefürchtet, weil sie ihm wie Krallen erschienen wären, „als wollten sie sich am Leben festkrallen“. Vielleicht hat sein Vergleich mehr mit seiner eigenen Verletzung zu tun als mit einer genauen Beobachtung.

Trotzdem muss ich oft an seine Erzählung denken, wenn ich – so wie heute in St. Clemente – durch die Schuhsohlen die sanften Unebenheiten des Fußbodens spüre, diese Tag für Tag, Jahrhundert für Jahrhundert polierten Marmorplatten, diese farbigen, zu Ornamenten gelegten Kosmatensteine, die römischen Ziegel im Fischgrätenmuster ... Und jedes Mal entsteht derselbe Impuls: die Schuhe ausziehen und sich mit den nackten Füßen dem Boden anschmiegen, als wäre er warm.



*Robert Häusser Kultstätte, 2000*

*Peter Rühmkorf*

## Sisyphus-Variationen

Frage mal an Sisyphus:  
Welcher kommt zum Ersten.  
Sisyphus – sprich Praktikus:  
Leichteres als Lohn zum Schluß  
logisch nach dem Schwersten.

Abwägend zwischen Stein und Stein:  
Der Schwerste muß logisch der Erste sein,  
dann scheint der Zweite zum guten Schluß  
ein leichtes Spiel für Sisyphus.

## Die Herberge zu den glücklichen Reisenden

*He! Ein Nachtquartier!  
Schon wirft er den Säbel hin.  
Draußen fällt der Schnee.*

Muriel dachte oft an dieses Gedicht. Sie erzählte mir von Buson, der es gemacht hatte: der Zwiebelhautmaler, so nannte sie ihn. Sie nannte ihn auch einen Verteidiger der Impfstoffe (Muriel war Ärztin und wies mich darauf hin, daß Krankheit gern neben Armut wohnt). Wir reisten. In Paris war es heiß, eine fettige Hitze wie aus Orient-Bratküchen; im Hof hinter unserem Hotel arbeitete ein Vulkanisateur mit Druckluft und brachte die Schwanzspitzen von vier Katzen, die in einer verstopften Regenrinne lagen und aneinander vorbeisahen, zu geschmeidiger Stenographie. Langsam, wie Farne sich entrollen, öffneten sich die Arme des Flusses.

*Meinst du nicht, daß es in diesem Gedicht außer dem Samurai und dem Wirt noch mindestens eine andere Person gibt? – Es ist eine Herberge, da sind Gäste. – Es kann eine einsam gelegene Herberge sein, und der Samurai ist seit Tagen der erste Gast. Im Winter dürfte ohnehin wenig Betrieb sein. – Aber draußen ist es kalt, da wird jeder, der kann, ins Warme wollen. Wieso mehr als zwei Personen? – Weil der Samurai He! ruft und nicht He, Wirt! Es müssen also mehrere Personen im Raum sein, und der Samurai kann nicht erkennen, wer von ihnen der Wirt ist. – Bin nicht deiner Meinung. Gerade dann, wenn mehrere Personen im Raum sind, würde er doch Wirt! rufen, bei He! ist es doch klar, daß er einen einzelnen anspricht oder überhaupt jemanden herausschreien möchte. – Er möchte niemanden herausschreien. Es ist eine einsam gelegene Herberge, vielleicht in einem Grenzgebiet, in der außer dem Samurai keine Gäste sind. – Sonst würde er sein Schwert nicht hinwerfen? – Zumal er es gezogen hat. Dann müssen der Wirt und seine Gehilfen ziemlich mickrig sein, oder alt, die können ihm nicht gefährlich werden. – Woran erkennt er, daß es Gehilfen sind? – Weil sie das Feuer schüren.*

Die epischen, dünnenden Häuser auf den Boulevards. Die schmiedeeisernen Gitter vor den schmalen Terrassen wirkten wie Kiemen. Eine Stadt der thetischen Monster; Muriel sagte, es würde sie nicht wundern, wenn „Paris“ auf „Poseidon“ zurückzuführen wäre und man schwimmend von Zimmer zu Zimmer gelangen könnte. Ein Zwiebelhändler hatte Buson den Auftrag

gegeben, eine Zwiebelpflanze auf ein Rollbild zu malen. Das Bild würde bald fertig sein, versprach Buson. Monat um Monat verging, Mahnungen fruchteten nichts. Da entschloß sich der Kaufmann, nicht aus der Stube Busons zu verschwinden, ehe er das Bild in die Hand bekam. Buson nahm einen Pinsel und malte das Bild einer Zwiebel, so schön, daß der Kaufmann entzückt war. Aber warum er ihn so lange habe warten lassen? Buson öffnete einen hohen Kasten, der nichts anderes enthielt als Studien über Zwiebeln.

*Außerdem wird die Herberge nur einen Raum haben. Sonst hätte der Samurai zuerst das obere Stockwerk überprüft, ehe er den Säbel wegwarf. – Wenn es einen Stall gibt, hat der Samurai dort zuerst nachgesehen, und es wäre merkwürdig, daß er nach dem Säbel greift, hätte er die Pferde seiner Freunde gefunden. Fremde Pferde deuten auf Gäste hin, er würde den Säbel nicht sofort hinwerfen. – Und wenn die Pferde dem Wirt gehören? – Das müßte er nachfragen, und der Wirt kann ihn anlügen. Es ist unwahrscheinlich, daß ein Wirt einer einsam gelegenen Herberge mehrere Pferde besitzt. Er wäre zu arm, sie sich leisten zu können. – Die zweite Möglichkeit ist, daß im Stall überhaupt keine Pferde stehen. Der Samurai zieht den Säbel zur letzten Vorsicht. – Der Wirt könnte die Pferde weggeführt haben. – Sie brauchen Futter, das muß er besorgen; das hinterläßt Spuren. Wenn der Wirt so arm ist, daß er sich keine Pferde leisten kann, oder wenn er keine braucht, muß es eine zu Fuß erreichbare Siedlung in der Nähe geben. – Ich weiß nicht, wie weit japanische Wirte gehen, um ihre Vorräte aufzufrischen. Aber zu Fuß erreichbar wäre dann auch die Herberge, und der Samurai könnte sich nicht so schnell sicher fühlen. – Bleibt die dritte Möglichkeit: Das Haus besteht nur aus einem einzigen Raum ohne Keller und mit einem Verschlag für die Pferde gleich neben der Tür. – Wohin der Samurai auch sein eigenes Pferd führt, das seine Ankunft nicht verraten hat. Doch vielleicht ist es ein Grünschnabel, andere Samurai warten draußen, sie schicken ihn erst einmal vor zum Lagepeilen? – Die würden nie einen Grünschnabel vorschicken. Er würde auch mehrere Nachtquartiere fordern. – Und wenn er zwei Schwerter hat? Ein langes, ein kurzes? – Würde Buson nicht Schon wirft er „den“ Säbel hin schreiben, sondern „einen“. In der Übersetzung, damit es siebzehn Silben bleiben, „nen“. Bedauerlich ist es, mit einer nicht gezogenen Waffe zu sterben, sagt das Hagakure.*

Bei den Heimathändlern an den Kais immer die gleichen Blechschilder versunkener Transatlantiklinien. Gestrandete Dinge; einige schöne Stiche hingen wie zum Trocknen an Wäscheleinen. Wir flanierten, wir hielten an, wir waren müde. Sonnenschaum über dem gestopft vollen, Menschen schwitzenden Boulevard Haussmann. Erschöpfte Männergesichter; Frauen,

die ein wenig über dem Boden zu gehen schienen. Sie trugen Pollenfarben und wirkten so, als wären sie völlig zufrieden mit dieser Stadt, als hätten sie, endlich einmal in einer Welt, die von Frauen geboren, aber von Männern mit Gesetzen versehen wird, den steinernen Bienenstock ihrer Wünsche bekommen. No. 102: Marcel Proust habita ... 1907–1919. Eine schlichte Tafel an einem unscheinbar wirkenden Haus (zog man die Korallenriffe und Pagodenbauten entlang dieser Einkaufsmeile zum Vergleich heran); in den oberen Stockwerken schwarzweiße Markisen, parterre befindet sich eine Bank. Hier also die Arche, Kork an den Wänden, Staubflusen wie Chinchillawolle, Stechapfelpulver, das die Krankheit tief ins Gesunde vergiftete, „Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen“. Die Baumkronen, fern, wie in Spinnenseide gedreht, von der Pâtisserie Paul zum Printemps-Kaufhaus und zu den Galeries Lafayette, deren Jugendstilkuppel über dem Straßentreiben unerschütterlich gewissenhaft in eine Sammlung bunter, toter Insekten zerfiel. Feiner als Seesand die Stille.

*Ein Schwertkämpfer spaltet den Pfeil im Flug. Und er stirbt für den Shogun. „Draußen fällt der Schnee.“ Er sagt nicht „Draußen fällt Schnee“ oder „Es schneit“. Ich habe die Vorstellung von Schneetreiben, weißer Finsternis. Der Schnee. Den wir schon kennen. Der unabsehbare, Stunde um Stunde fallende, schallschluckende Schnee Nordjapans, der alle Spuren des Samurai verwehen wird, so daß er seine weit zurückliegenden Verfolger abgeschüttelt haben kann. – Aber wenn die Herberge einsam liegt, werden sie wissen, daß es weit und breit nur dieses Haus zum Übernachten gibt. Und wenn sie tatsächlich so weit zurückliegen, wozu dann der gezogene Säbel? Was sagt dir überhaupt, daß er gezogen ist? – Der Samurai befindet sich im Gebiet seiner Verfolger. – Was macht dich so sicher? Meinst du, „Heimat“ und „Säbel“ passen nicht zusammen? Woher weißt du, daß es ein Wirt ist? Warum keine Wirtin? Warum kann der Samurai nicht nach Hause kommen? – Mit den Worten „He! Ein Nachtquartier“?*

Aber dann sagte sie: Du hast recht. Man muß für alles bezahlen. Und ich habe mich schon immer insgeheim darüber gewundert, daß ich nach Hause kommen konnte und den Säbel nicht gebrauchen mußte. Wir saßen im Café Panis in der Rue Lagrange. Mich rührte die Geste einer Frau an einem der Tische auf dem Trottoir, einer Engländerin, die eine Story in einem Buch hatte, das bei Shakespeare & Co. auslag; der Buchhändler hatte sich freundlicherweise ein Autogramm geben lassen. Sie sprach mit einem Mann, der David Niven in „Tod auf dem Nil“ ähnelte, aß eine rücksichtslos große Portion Spareribs und hielt, während sie gestikuliert, die Gabel in der Rechten, unverändert für mehrere Minuten. Davor Verkehr, auf- und abtauchende Kellner, ein Autobus auf dem Quai Montebello, der einen Au-

genblick die Sonne eines tragisch sich verausgabenden Sommertages über die Menschen im Café schüttete und die Zinken der von den Redebewegungen der Engländerin leicht schwankenden Gabel wie Injektionsnadeln aufblinken ließ. Das hat nichts zu bedeuten, sagte Muriel, aber das Phänomen ist interessant. Vielleicht ist es ein Irrtum, zu glauben, daß man Liebe nicht fordern muß.

*Eines Tages wollte Buson den Mond auf sich wirken lassen, und um ihn ganz genau beobachten zu können, kam er auf den Einfall, ein Loch ins Dach seines Hauses zu bohren. Eine Laterne entzündete das herabhängende Dachstroh. Das Haus begann zu brennen; die Feuersbrunst äscherte halb Kioto ein. – Vielleicht fand er die Elektrizität überflüssig. Warum Grenzgebiet? – Wo kann eine einsame Herberge liegen und sich trotzdem ernähren können? Vielleicht hat der Samurai sein Schwert gezogen, weil er glaubte, auf Räuber oder Schmuggler zu treffen? – Vielleicht ist es ganz einfach: Er hat draußen gekämpft und Feinde erschlagen, vermutet aber noch mehr im Gasthof? – Aber ich verstehe es nicht. Haiku verstehen, hieße Japan verstehen, sagen die Japaner. Und wer sagt, daß die Übersetzung in Ordnung ist ... Wußtest du, daß sie ihre Häuser nicht gegen, sondern für die Jahreszeit bauen? Im Winter friert man im Haus, sommers schwitzt man, so wird es gewollt. Die Kinder erkälten sich, müssen ins Krankenhaus, aber damit leben sie.*

Ein Tanzschiff mit einer Hochzeit fuhr vorbei, passierte mit schallender Musik Notre-Dame. Nachts kamen wir ins Hotel zurück. Der Fahrstuhl war eng und ausgepolstert, für vergebliches Schreien geeignet.



*Richard Pietraß*

## Tautropfen

Das neue Jahr  
Mit Funkelaugen betreten wir  
Die Bar der Sterne

Schneearmer Winter  
Die Katzen verschmähen  
Die spurlose Maus

Hasen im Schnee  
Fuchswild entziffre ich ihr  
Flüchtiges Autogramm

Das erhellte Fenster  
Des Nachbarn niedrigster Stern  
Der Milchstraße

Im Hörgang verkeilt  
Singschwäne Saatgänse weidend  
Auf den Wiesen des Schlafs

Hüter der Herde  
Gezählter Schafe Schatten  
Die drüberziehn

Sintflut des Flieders  
Schon setzt der Löwenzahn  
Sein bleiches Segel

*Marcel Beyer*

## Der Kolkrabe, *Corvus corax*

Wer – für den Zoologen unerlässlich – die Fähigkeit zur rückblickenden Selbstbeobachtung aufbringt, wie Kaltenburg es einmal nennt, wird im Laufe seines Lebens irgendwann feststellen, daß er an einem kaum mehr auszumachenden Punkt unwillkürlich damit begonnen hat, nach Menschen- und Tierbegegnungen zu unterscheiden. Meine frühe Konfrontation mit einem Mauersegler etwa, in dessen Gesellschaft ich einen Nachmittag in unserem Salon verbrachte, ist streng von den nachfolgenden Ereignissen geschieden, dem Auftauchen meines Kindermädchens, meiner Eltern. Jeder Zoologe, davon bin ich überzeugt, kann ähnliches berichten. Sicher, auch die Mentoren stehen einem vor Augen, jene Figuren, unter deren Anleitung die Tierbeobachtung in eine Bahn gelenkt wurde und sich verfeinert hat, doch solch ein Mentor gerät erst in einem zweiten Schritt ins Bild, da er auf einen jungen Menschen aufmerksam wird, den er in die Welt der Tiere versunken findet.

Vielleicht könnte man sogar sagen, daß jedes Kind zunächst eine scharfe Trennung vornimmt, hier die Tiere, dort die Menschen, zwei Welten, die auf geheime, noch kaum erkennbare Weise miteinander verflochten scheinen, als gebe es irgendwo zu entdeckende Schlupflöcher, durch die man von der einen in die andere hinüberwechseln kann. Nur daß die meisten Menschen, zumal diejenigen, die eine rückblickende Selbstbeobachtung mit der Verklärung der eigenen Jugend verwechseln, sich später nicht mehr an jene Zeit erinnern können, da sie die Menschen wie die Tiere halb neugierig, halb ängstlich betrachteten, als sei noch lange nicht entschieden, in welcher der beiden Sphären man sich einmal einrichten wird.

Selbst bei Tieren läßt sich dieses Phänomen beobachten, hat Ludwig Kaltenburg herausgefunden: Die Dohle, wie sie beim Mittagessen ihren menschlichen Kumpan anbalzt und ihm Mehlwurmbrei in die Ohren stopfen will, um danach wieder mit den Nebelkrähen, ihren Freunden, auszufliegen.

Und Kaltenburg, das muß ich eingestehen, hat früh erkannt, daß Martin sich über den Grenzverlauf zwischen Tier und Mensch nicht ganz im klaren war. Ja, Martin hat, auch wenn er in späteren Jahren nicht müde wurde, von der „Auseinandersetzung“, dem „Austausch mit dem Tier“ zu philosophieren, die Grenze eher verwischt, als daß er eine strikte Trennung für seine Arbeit zu nutzen verstanden hätte. Wenn Martin den Ruf des Birk-

hahns nachahmte, glaubte er damit selber in die Haut, in das Gefieder eines Birkhahns zu schlüpfen. Wenn er mit einem Wiesel im Käfig saß, wollte er Wiesel sein.

Wie sich Martin den Menschen gegenüber verhielt, denen er im Institut begegnete, kümmerte den Professor wenig. Wenn Martin jemandem lästig wurde, weil er sich etwa ahnungslos in eine Beobachtungskonstellation hindrängte oder, wie es an manchen Tagen passieren konnte, neugierig nach allem fragte, was geschah, anstatt auf seine eigene Beobachtungsgabe zu vertrauen, dann war der Geplagte selbst dafür verantwortlich, den Störenfried loszuwerden, Kaltenburg hätte sich da nicht auch noch eingemischt. Ich glaube, manche merkwürdige Situation hat er gar nicht mitbekommen. Aufmerksam wurde er erst, wenn Martin einen Mitarbeiter in einer Weise ablenkte, daß die Tiere darunter litten. Und von Anfang an verfolgte er kritisch die Momente, da Martin es im Umgang mit einem Tier an Feingefühl vermissen ließ, wenn er sich, wie Kaltenburg einmal drastisch formuliert hat, an einem Tier vergriff. Und so gab dann nicht etwa ein Streit Martins mit einem Institutsangehörigen den Ausschlag, nicht eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kaltenburg und ihm, sondern eine bloße Dummheit, die Martin in Gegenwart eines Vogels beging.

Professor Kaltenburg verwies Martin des Institutsgeländes. Ob er ihm ausdrücklich ein Hausverbot ausgesprochen hat, ob er ihn fortjagte oder einfach stehenließ, weiß ich nicht, denn im entscheidenden Moment war ich nicht dabei.

Später hat Kaltenburg in Briefen, die gelegentlich auch scharfe Analysen der Arbeit Martins enthielten, oder in Interviews, sofern er auf seine frühe Bekanntschaft mit dem inzwischen berühmten Martin Spengler angesprochen wurde, bereitwillig von ihrer gemeinsamen Loschwitzer Zeit erzählt, wobei er nicht verschwie, daß er sich manchmal – jetzt konnte er darüber lachen – maßlos über diesen Mann geärgert hatte.

Der Kragen sei ihm eines Tages geplatzt, als Martin auf die absonderliche Idee kam, in einen Lodenmantel gehüllt auf dem Institutsgelände zu erscheinen. Was auch immer Martin sich dabei gedacht haben mag – es hätten nur die Kniebundhosen und ein Hütchen mit Gamsbart gefehlt, um ihn wie einen Jäger aussehen zu lassen, selbst wenn ich Martins Beteuerung bis heute für aufrichtig halte, er habe sich in einem Hirtenmantel zeigen wollen, ein Waidmannsaufzug wäre ihm im Traum nicht eingefallen.

Ob er denn in den Jahren nie darüber nachgedacht habe, wollte ich später von ihm wissen, warum im Institut nie jemand grünen Loden trug, sei es als Jacke, sei es als Mantel, sei es auch nur als Hut, und das, wo er doch

wisse, wie viele Lodenfreunde es unter den Tierfreunden gebe? Nein, darauf habe er nicht geachtet. Jetzt, ja, jetzt gehe es ihm auf – es handele sich wohl um eine Modefrage, um einen reinen Zufall vielleicht? Nein, ganz und gar nicht. Zu dem unter Kaltenburgs Augen etablierten Katalog von Geboten, Verhaltensregeln und, sagen wir es ruhig: Gesetzen, nach denen man sich im Institut richte, gehöre tatsächlich ein – wenn auch unausgesprochenes – Lodenverbot. Er, Martin, habe nun am eigenen Leib erfahren, weshalb.

Ich war unterwegs, um Stroh zu holen, ich wollte einem rumänischen Gast einen Gefallen tun, der nach Loschwitz gekommen war, um Beobachtungen an Zwergschweinen anzustellen, ich hatte eben das Tor der Garage geöffnet, wo neben der Limousine Strohhallen und Ersatzglasscheiben gelagert wurden, da hörte ich den Kolkkraben, eines von Kaltenburgs ältesten Tieren. Ich rechnete an diesem Tag nicht damit, daß Martin das Institut besuchen könnte, normalerweise verabredeten wir uns und kamen zu zweit, und so erwartete ich, Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen Tieren zu werden, als ich mich vorsichtig an den Büschen vorbei bis zur Ecke bewegte, leise, ich wollte nicht, daß mich der Rabe bemerkte. Statt einem Wiesel oder einem Huhn oder sonst einem Tier, mit dem der Rabe einen Streit hätte ausfechten können, sah ich Martin dort stehen, mit dem Rücken zu mir, und, ganz in meiner Nähe, den großen schwarzen Vogel, wie er den Mann im grünen Mantel ins Visier nahm, der nichtsahnend einen Straßensbesen in der Hand hielt und sich wohl nützlich machen wollte, indem er den schmalen Weg zur Rückseite der Villa fegte.

Ein mit Hirschhornknöpfen besetzter, elegant geschnittener langer Lodenmantel genügte, um zwar nicht augenblicklich Kaltenburg, dafür aber den zahmen Kolkkraben aus der Fassung zu bringen, und so in Folge auch seinen langjährigen Freund, den Professor. „Das geht nicht mehr, es tut mir leid“, sagte er – man hätte glauben können, im Institut machten die Tiere die Gesetze, „Ich kann daran nichts ändern“, und Kaltenburg seien die Hände gebunden, ja, seine Tiere hätten ihm nur das Amt übertragen, für die Einhaltung der unumstößlichen Regeln zu sorgen.

Natürlich wußte ich den Angriffston des Kolkkraben von seinem Rauf-ton oder sonst harmlosen Äußerungen zu unterscheiden – Martin allerdings nicht. Und natürlich wußte ich auch, daß sich der Kolkkrabe beim Angriff stets von hinten nähert, da es ihm als Sieg, oder zumindest als beste Voraussetzung eines Sieges gilt, wenn er seinem Opfer auf den Rücken springt. Ich weiß nicht, war es schon zu spät, war ich zu neugierig – ich versäumte es, Martin zu warnen, den Vogel abzulenken. Seitwärts, in tief geduckter Stellung hüpfte der Rabe an den Lodenmantelmann heran, die Flügel leicht



gespreizt, um jederzeit abfliegen zu können, falls der Gegner sich umdrehen sollte. Doch Martin dachte nicht daran, er wußte nicht, in welcher Lage er sich befand. Tierstimmen, rufende Vögel, die hörte man hier überall, und es war sicher einer der Reize, die Martin nach Loschwitz zogen, daß er, als stiller Mensch, der er war, in eine nie zur Ruhe kommende Welt von Tiergeräuschen eintauchen konnte.

Und natürlich wußte ich, daß der Kolkkrabe allergisch auf jeden Menschen reagiert, der an einen Jäger erinnert, und sei es nur von ferne. Der dunkelgrüne, feste Stoff, zu allem Überfluß – die verhängnisvolle Kombination zweier Reize – auch noch ein Besen: Martin zuckte zusammen, spürte die Krallen im Nacken, ging in die Knie, drehte sich um, schüttelte den Angreifer ab und sah das Tier mit immer noch abgespreizten Flügeln am Boden hocken. Unwillkürlich hatte Martin den Besen vor den Kopf gehoben, seine schreckgeweiteten Augen, er hielt den Vogel fixiert, vielleicht blutete er sogar am Hals. Er stand unter Schock, doch der Rabe ließ ihm keine Zeit, er suchte, an der Jägerfigur mit ihrem Gewehr im Anschlag vorbeizukommen, um sie erneut anzugreifen. Martin verstand nicht, wirbelte herum, die Schöße des Mantels in der Luft. Als ich wieder eines klaren Gedankens fähig war und Martin warnte, die Sache sei längst nicht überstanden, ging der Kolkkrabe ein drittes Mal auf ihn los.

Ich rief: „Wirf den Besen weg“ und „Zieh den Mantel aus“, aber es half nichts, je inständiger ich ihn beschwor, desto weniger konnte er sich beherrschen, Martin fuchtelte mit dem Besenstiel herum, bald erwischte er den Raben am Flügel, bald der Rabe Martin an der Schläfe, riß ihm Haare aus, hackte auf Martins Handrücken ein.

Ich rief: „Hand vor die Augen“, doch Martin tat genau das Gegenteil, er nahm die Hände auf den Rücken, wobei der Besenstiel einen wilden Bogen beschrieb, den Raben mitriß und ein ganzes Stück weit Richtung Garage schleuderte. Kaum hatte sich das Tier berappelt, ging es zum nächsten Angriff über – als plötzlich Kaltenburg zwischen den Gegnern stand. Ich weiß nicht, woher er so schnell gekommen war, vermutlich hatten meine Rufe, hatte das heisere Krächzen seines Kolkkraben ihn alarmiert.

Ich hörte, wie der Besenstiel auf Kaltenburgs Knie zersplitterte, und noch einmal splinterndes Holz, und noch einmal, Kaltenburg brachte keinen Ton heraus, mußte sich erst am Straßenbesen abreagieren, warf die Trümmer in die Sträucher, griff den fassungslosen Martin beim Oberarm und schleppte ihn hinter das Haus. Dann hörte ich ihn brüllen: „Mantel“, hörte: „Kittel“, als erkläre sich das Drama damit von selbst, als seien „Mantel“ und „Kittel“ die alles entscheidenden Wörter unserer Sprache.

Der Kolkkrabe flog ein Stück weit in die Eiche hinauf, er brauchte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigt hatte. Er putzte sich, richtete das Gefieder, schaute hinunter ins Gebüsch, er konnte anscheinend noch nicht ganz glauben, daß der Besenstiel tatsächlich zerbrochen dalag. Irgendwann gab er kein Krächzen mehr von sich, hockte still, betrachtete den Wiesenstreifen unten, als lasse er den Blick über ein Schlachtfeld gleiten, von dem er als Sieger, oder: als Anführer einer unbesiegbaren, wenn auch nur aus einem einzelnen Fußsoldaten bestehenden Armee abgezogen war.

Kaltenburg begegnete ich erst nach etwa einer Stunde wieder, ich hatte inzwischen Stroh zu den Zwergschweinen gebracht, der Professor war noch immer aufgeregt. „Durak, durak“ murmelte er, „So eine Unvorsichtigkeit“, brach es aus ihm hervor, „Er hätte ein Auge verlieren können“, ich war der Ansicht, er meine Martin, „Martin?“ fragte er barsch, „Er hätte ihm den Flügel brechen können“, ich wollte wissen, wo Martin sei, aber dieser Name war bereits gestrichen, „Der Rabe hat Schwungfedern gelassen“, und: „Was deinen Freund angeht – den will ich hier auf dem Gelände nicht mehr sehen.“

Auszug aus einem neuen Roman, der im Frühjahr 2008  
im Suhrkamp Verlag erscheinen wird

## Die Autoren

*Marcel Beyer*, geboren 1965 in Tailfingen in Baden-Württemberg, studierte Germanistik, Anglistik und Literaturwissenschaft an der Universität Siegen und lebt heute in Dresden. 2006 erhielt er den Erich-Fried-Preis. Zuletzt erschienen *Erdkunde. Gedichte* (2002) und die Erzählung *Vergeßt mich* (2006), beide bei DuMont. *Siehe auch Hefte 20, 25, 27, 30 und 36.*

*Durs Grünbein*, 1962 in Dresden geboren, lebt in Berlin. 1995 erhielt er den Georg-Büchner-Preis. Zuletzt erschien *Antike Dispositionen. Aufsätze* (2005) bei Suhrkamp. Für September ist, ebenfalls bei Suhrkamp, der Gedichtband *Strophen für übermorgen* angekündigt. *Siehe auch Hefte 17, 20, 22, 25, 31 und 34 sowie Sonderheft 3.*

*Robert Häusser*, geboren 1924 in Stuttgart, studierte ab 1950 Photographie bei Heinrich Freytag und Walter Hege in Weimar. Nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik 1952 arbeitete er als freier Photograph in Mannheim. 1995 erhielt er als erster deutscher Photograph den Hasselblad Award.

Die in diesem Heft abgedruckten Bilder sind zusammen mit anderen in der Ausstellung *Ins Wort gesetzt. Zeitgenössische Lyrik zu Fotografien*

von *Robert Häusser* in den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim zu sehen.

*Robert Menasse*, 1954 in Wien geboren, studierte Germanistik, Philosophie, Geschichte und Politik und lebt heute als freier Schriftsteller. 2002 erhielt er den Joseph-Breitbach-Preis. Zuletzt erschienen *Das war Österreich. Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften* (2005) und das Schauspiel *Das Paradies der Ungeliebten* (2006), beide bei Suhrkamp.

*Richard Pietraß*, geboren 1946 in Lichtenstein (Sachsen), studierte nach einer Lehre als Metallhüttenwerker klinische Psychologie in Berlin. Im Verlag Neues Leben gab er von 1977 bis 1979 die Lyrikreihe Poesiealbum heraus. Seitdem lebt er als freier Schriftsteller. Zuletzt erschienen die Gedichtbände *Freigang* (2006) bei Faber & Faber in Leipzig und *Wendekreis* (2007) bei Ulrich Keicher in Warmbronn.

*Peter Rühmkorf*, 1929 in Dortmund geboren, arbeitete nach einem Studium in Hamburg zunächst als Lektor im Rowohlt Verlag. Seit 1964 lebt er als freier Schriftsteller, Lyriker und Essayist. Er erhielt 1993 den Georg-Büchner-Preis. Zuletzt erschienen die Tagebücher von 1971 und 1972 unter dem Titel *Tabu II* (2004) bei Rowohlt und der Gedichtband *Aufwachen und Wiederfinden* (2007) im Insel Verlag.

*Ingo Schulze*, geboren 1962 in Dresden, studierte klassische Philologie und lebt seit 1993 als freier Schriftsteller in Berlin. 2007 ist er Stipendiat der Villa Massimo in Rom. Zuletzt erschienen der Roman *Neue Leben* (2005) und *Handy. Dreizehn Geschichten in alter Manier* (2007), beide im Berlin Verlag. *Siehe auch Heft 25.*

*Lutz Seiler*, geboren 1963 in Gera, arbeitete als Maurer und Zimmermann, studierte später Germanistik in Halle und Berlin. Er ist Leiter des Peter-Huchel-Hauses in Wilhelmshorst. 2003 erhielt er den Ernst-Meister-Preis. Zuletzt erschienen der Gedichtband *Vierzig Kilometer Nacht* (2003) und die Essays *Sonntags dachte ich an Gott* (2004), beide bei Suhrkamp. *Siehe auch Hefte 18 und 25.*

*Uwe Tellkamp*, geboren 1968 in Dresden, lebt in Karlsruhe. Er studierte Medizin und arbeitete unter anderem als Arzt in einer Unfallchirurgischen Klinik. Seit 2004 ist er freier Schriftsteller; im selben Jahr erhielt er den Ingeborg-Bachmann-Preis. Zuletzt erschien der Roman *Der Eisvogel* (2005) bei Rowohlt Berlin. *Siehe auch Hefte 27, 32 und 34.*

*Jan Wagner*, geboren 1971 in Hamburg, studierte Anglistik und Amerikanistik und lebt heute als Lyriker und Übersetzer in Berlin. 2004 erhielt er den Anna-Seghers-Preis. Zuletzt erschien *Gueriques Sperling. Gedichte* (2004) im Berlin Verlag. Für August ist dort der Gedichtband *Achtzehn Pasteten* angekündigt. *Siehe auch Hefte 17, 18, 33, 34 und 37.*

### Das erste Buch

„Erste Werke“ nannte sich Heft 31 der *Losen Blätter*, das im Januar 2005 erschien. Zwölf Autoren, darunter *Ilse Aichinger*, *Durs Grünbein* und *Oskar Pastior*, erzählten darin von der Wiederbegegnung mit ihrem ersten Buch.

Aus diesem Heft ging die von *Renatus Deckert* herausgegebene Anthologie „Das erste Buch. Schriftsteller über ihr literarisches Debüt“ hervor. Sie enthält Beiträge von 92 Autoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Sie lesen noch einmal ihr erstes Buch, erinnern sich an ihre Schreibanfänge und erzählen von dem Moment, als sie den Schritt in die Öffentlichkeit wagten. Entstanden ist ein Panorama der deutschsprachigen Literatur von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart.

„Das erste Buch“ ist im Frühjahr im Suhrkamp Verlag erschienen und für 10 Euro im Buchhandel erhältlich.

Uwe Kolbe  
Michael Krüger  
Björn Kuhligk  
Günter Kunert  
Zehn Jahre Christian Lehnert  
Vierzig Hefte Sibylle Lewitscharoff  
Erstveröffentlichungen Friederike Mayröcker  
von Christoph Meckel  
Andreas Maier  
Ilse Aichinger Robert Menasse  
Andreas Altmann Perikles Monioudis  
Jürgen Becker Jürgen Nendza  
Marcel Beyer Paul Nizon  
Nico Bleutge Brigitte Oleschinski  
Paulus Böhmer Oskar Pastior  
Mirko Bonné Monika Rinck  
Volker Braun Hendrik Rost  
Paul Brodowsky Gerhard Roth  
Helwig Brunner Peter Rühmkorf  
Thomas Brussig Joachim Sartorius  
Heinz Czechowski Silke Scheuermann  
Ulrike Draesner Raoul Schrott  
Kurt Drawert Ingo Schulze  
Adolf Endler Lutz Seiler  
Elke Erb Ulf Stolterfoht  
Gerhard Falkner Uwe Tellkamp  
Aris Fioretos Michel Tournier  
Franzobel Raphael Urweider  
Wilhelm Genazino Anja Utler  
Durs Grünbein Jan Wagner  
Wolfgang Hilbig Peter Weber  
Alexander Kluge Ron Winkler  
Ursula Krechel Uljana Wolf  
Hauke Hückstädt Gernot Wolfram  
Norbert Hummelt  
Nina Jäckle und anderen  
Hendrik Jackson  
Johannes Jansen  
Reinhard Jirgl